

Thiuli, ein alter lustiger Gefelle, empfing meinen Bruder auf's Beste. Nach Tisch brachte Mustapha das Gespräch auf die neuen Slavinnen, welche Thiuli in den wärmsten Ausdrücken als die schönsten rühmte, die er je gehabt, wenn er auch bedauerte, daß sie so traurig seien; doch setzte er auf die lindernde Zeit seine ganze Hoffnung. Mein Bruder legte sich bald zur Ruhe. Aber er mochte kaum eine Stunde geschlafen haben, als er an dem Schein einer Lampe plötzlich erwachte, und vor ihm stand der kleine Kerl aus Orbasan's Zelte. „Was willst Du?“ rief ihm Mustapha entgegen. — „Nun, werdet nur nicht heftig; ich habe wohl errathen, weshalb Ihr hier seid.“ — „Aber wie kommst Du hierher?“ entgegnete Mustapha voll Wuth, daß er verrathen war. — „Das will ich Euch sagen: ich konnte mich mit dem Starcken nicht vertragen und entflohe; Du warst der eigentliche Gegenstand unseres Streites, deshalb mußt Du mir Deine Schwester zur Frau geben, und ich will Euch zur Flucht behilflich sein; gibst Du sie mir nicht, so erzähle ich meinem Herrn etwas von dem neuen Bassa.“ Mustapha fuhr wüthend aus dem Bette, um dem Kleinen den Garaus zu machen, aber dieser merkte wohl etwas, ließ die Lampe fallen und entsprang. Jetzt galt es aber, auf die eigene Rettung zu denken. Er schwang sich, nachdem er sich rasch in die Kleider geworfen, auf die Fensterbrüstung, und im nächsten Augenblicke war er unten. Nachdem er noch über eine Mauer geklettert, befand er sich im Freien. Er floh, bis er an einen Wald kam, wo er seine Lage endlich, am Boden kauend, überdachte. Sein Geld hatte er glücklich gerettet, wenn er auch seine Pferde und Diener hatte im Stiche lassen müssen. Sein ersinderischer Kopf zeigte ihm bald einen Weg zur Rettung. Er ging nach einem Dorfe, wo er sich ein Pferd kaufte, das ihn rasch nach der nächsten Stadt trug. Dort forschte er nach einem Arzte und mit Hülfe einiger Goldstücke bekam er von diesem Mittel, die einen todähnlichen Schlaf herbeiführten, der durch ein anderes wieder gehoben werden konnte. Nun kaufte er sich noch Bart, Talar und ein Kästchen mit Kolben und Büchsen, lud seine Sachen auf einen Esel und reiste in das Schloß des Thiuli-Ros zurück. Er konnte sicher sein, nicht erkannt zu werden, denn der Bart entstellte ihn derart, daß er sich selbst kaum mehr kannte.

(Schluß folgt.)

New-Yorker Skizzen.

Federzeichnungen von W. Windler.

II.

Five Points und Fifth Avenue.

Es gibt auch in republikanischen Städten Aristokratenviertel und Stadttheile, wo der Plebejer wohnt, denn die demokratische Lehre von der Gütergemeinschaft ist, solange es Geld auf Erden gibt, ebenso wenig durchzuführen, wie die Gleichheit vor dem Richter. Es wird immer Leute geben, die nicht Lust haben, ihr sauer oder süß erworbenes Vermögen mit Denen zu theilen, die nichts haben, und immer amerikanische Richter, die für klingende Beweisstücke empfänglich sind.

Das Aristokratenviertel New-Yorks ist die glänzende fünfte Avenue, und das der Plebejer, Derjenigen, die theoretisch und praktisch für Gütergemeinschaft sind, weil sie nichts haben, sind die Five Points. Letztere „fünf Punkte“ liegen in der untern, die erstgenannte Avenue aber in der oberen Stadt, und soweit sind diesen beiden sozialen Extremen auch topographisch richtige Lagen angewiesen.

Es gab eine Zeit in New-York, wo sich schon mit dem Namen «five points» ein förmliches Grausen verband, denn jene Gegend war eine Verbrecherkolonie, ein „freiwilliges Cayenne“ mitten in New-York. Wer sich damals in die five points verbannte, war ein Ausgestoßener der menschlichen Gesellschaft, ein Armer und Elender. Das hohlhängige Laster, die bleiche Schande und das nackte Verbrechen gingen hier Arm in Arm. In unterirdischen Kneipen fraternisirten Mörder, Leichenräuber, falsche Spieler, Hehler und Einbrecher mit den Straßendirnen der gemeinsten Sorte. Die Straßen, bedeckt mit fufzohem Koth, hauchten mephitische Dünste aus und jedes Haus in den Gassen, die hier in „fünf Punkten“ auf einem kleinen, schmuzigen Platz mündeten, war eine Pesthöhle. In diesen Häusern starben Menschen, deren Leichen oft eine Woche lang lagen, ehe man an ihre Beerbigung dachte, denn die Obrigkeit wagte sich nicht in dieses Stadtviertel. In diesen Häusern wurden Leute ermordet, deren Ueberreste man später ausgrub, ohne daß die Polizei vorher eine Ahnung davon gehabt hätte.

Nach den five points strömten damals alle Verbrecher, die Europa ausgespien hatte, und das Heer derselben wurde durch Rekruten verstärkt, die auf dem rothigen Wege des Nichtsthuns tiefer und tiefer sanken, bis sie

ein Asyl in den five points suchen mußten. Was einmal in den five points lebte, war für die Gesellschaft verloren, und den strophulösen Sprößlingen dieser Verbrecherkolonie wurden Diebstalente und Mordgelfüste schon mit der Muttermilch eingeflößt.

Letzteres besonders empörte die Methobisten, und als man eines schönen Tages mit Wassengewalt eines jener unheimlichen Häuser mit hohlen Wänden, Fallthüren, geheimen Treppen, finstern Kammern und Kellergewölben, die gewöhnlich nur in Romanen existiren sollen, aushob und dem Erdboden gleichmachte, gelang es der Methodistengemeinde, den Grund käuflich an sich zu bringen und an die Stelle der „alten Brauerei“ ein Schulhaus zu errichten.

Von diesem Hause, das verwahrloste oder verwaiste Kinder der five points unentgeltlich aufnahm, hat sich im Laufe der Jahre etwas Civilisation über dieses Stadtviertel verbreitet. Die nicht unmächtige Methodistengemeinde veranlaßte die Polizei, sich etwas mehr um das verwahrloste Viertel zu kümmern; viele der alten Banditenkolonisten fanden ihre gerechte Strafe, andere starben, andere wanderten aus in die Flußreviere; an Stelle der alten Diebeshöhlen entstanden mehrere neue Häuser und mit der Zeit wurden die five points physisch und moralisch reinlicher und gesunder.

Den schlechten Ruf haben die five points indessen noch immer nicht verloren, und ganz harmloser Natur sind sie auch heute noch nicht. Wie eine alte Tradition liegt die romantische Vergangenheit dieses Viertels den Gaunern New-Yorks noch heute in den Gliedern und sie verkehren deshalb daselbst sehr gern, doch wohnt heute mehr Elend als Verbrechen dort.

Als ich vor acht Jahren nach Amerika kam, hatte ich auf den Nilauen und am Strande des rothen Meeres meine romantischen Jünglingschuhe längst ausgetreten, es war also nicht die Lust nach romanhaften Abenteuern, die mich veranlaßte, nächtliche Studien in den five points anzustellen, sondern das Verlangen, die Kehrseite der glänzenden Münze zu sehen, die man New-York nennt.

Wenn ich am Tage Annoncengedichte für Lagerbiersalons, oder Rollen geschrieben und am Abend meiner Pflicht als Chorfänger (ohne Stimme) beim deutschen Stadttheater genügt hatte, legte ich sorgfältig die armseligen Preziosen ab, welche ich, als Angebenken von lieben Händen, mit Pietät trug, zog meinen schlechtesten Rock an und ging, vielleicht in Begleitung meines Zellkameraden Fox, in die five points.

Lassen Sie sich einen dieser Spaziergänge beschreiben, wie er mir noch frisch im Gedächtniß ist.

Es war an einem jener kalten Herbstabende, die in Amerika den Uebergang von dem farbigen Indianersommer zum eisgrauen Winter bilden. Ein feiner, kalter Regen rieselte vom gestirnen Himmel herab und ein scharfer Nordost machte uns in unsern defekten Winterböden schauern. Die Straßen waren fast menschenleer, einige verspätete Gefährte eilten nach Hause, die mißmuthigen Gaslaternen beleuchteten einzelne verdrießliche Polizeibeamte, die sich in die Thürnischen gedrückt hatten, und freischend beklagte ein an eiserner Stange schwebendes Wirthshauschild seine ausgelegte Lage in der kalten Nacht.

„Kannibalisches Wetter“, brummte F., der aus einer großen, kurzen Pfeife ein entsetzliches Nachtraut rauchte, „wie kommst Du nur auf die tolle Idee, Dich heute Nacht herumzutreiben und ehrliche Leute mitzunehmen?“

„Geschieht nur zu Deinem Besten, verschläfst sonst den Verstand!“

„Immerhin besser, als ihn erfrieren!“

Wir bogen jetzt in die five points ein. Hier erschien Alles Grau in Grau. Auf den Trottoiren hatte sich ein schlüpfriger Koth gebildet und die Pfützen auf der Straße schillerten in der Nähe der spärlichen Gaslaternen wie das grünliche Wasser auf Torfmooren. Ein scharfer Geruch von faulenden vegetabilischen und animalischen Stoffen brütete in der Luft, denn wir waren unter dem Winde. Keine Seele war weit und breit zu sehen, nicht einmal ein Polizist; kein Licht brannte mehr in den Häusern und das Viertel, in welchem erst Nachts das tolle, schattenjuchende Leben beginnt, schien um diese Stunde bereits wie ausgestorben.

Wir gingen weiter, F. brummend, ich irgend eine Melodie pfeifend, plötzlich strauchelte ich über einen Körper, der mitten im Wege lag. Ich betastete denselben, denn zu erkennen war hier, fern von der nächsten Laterne, nichts, und fühlte, daß ein Frauenzimmer vor uns lag. Sollten wir sie liegen lassen? Jedenfalls, aber nicht so direkt im Wege. Wir hoben sie auf, legten sie im Schutz der nächsten Hausthüre mit dem Kopfe etwas höher und entfernten uns; als ich zu einer Laterne kam, sah ich, daß meine Finger blutig waren. Entweder hatte sich die Betrunkene beim Fallen weh gethan, oder die Unglückliche war ermordet. Doch wer fragt hier unten danach!

(Schluß folgt.)

und zu bewaffnen, damit sie sich für die Ehre und das Wohl des Vaterlandes schlagen können. Der Waffenstillstand wird uns solche bringen und uns in eine militärische Lage versetzen, die weit stärker ist, als diejenige, in welcher wir uns heute befinden."

Graf Bismarck referierte über seine Unterredung mit Thiers dem König. Es ward am 2. November im Beisein des Bundeskanzlers eine militärische Berathung im Kabinet des Königs gehalten und in derselben beschlossen, die französische Forderung, durch deren Erfüllung die Lage der Cernirungs-Armeen weit schlimmer geworden wäre, als sie bei dem Beginn der Einschließung gewesen war, abzuweisen, es sei denn, daß Frankreich ein militärisches Äquivalent, etwa Stellungen vor Paris oder ein Fort anbiete. Graf Bismarck theilte dieß Herrn Thiers mit und schlug ihm einen kürzeren Waffenstillstand auf Basis des Status quo oder die einfache Ausschreibung der Wahlen ohne konventionsmäßigen Waffenstillstand vor, für welchen Fall er die freie Zulassung und Gewährung aller mit der militärischen Sicherheit irgendwie vereinbaren Erleichterung zusagte. Auf seine Bitte hatte Thiers am 5. November in der Vorpostenlinie noch einmal eine Besprechung mit einigen Mitgliedern der pariser Regierung, Favre und Trochu, um ihnen diese neuen Vorschläge kund zu thun. Er kam mit der Antwort zurück, daß er die Weisung erhalten habe, die Verhandlungen abzubrechen und Versailles zu verlassen, da die pariser Regierung von der Forderung der Verproviantirung von Paris nicht abgehen könne. Den deutschen Patrioten war es merklich leichter, als diese Nachricht einlief, und Favre hatte Gelegenheit, in einem neuen Rundschreiben die Härtezigkeit Deutschlands vor den Richterstuhl Europas zu ziehen. Eine Episode zu diesen Unterhandlungen fand am 31. Oktober und am 1. November statt. Der unglückliche Kampf in le Bourget gegen die preußische Garde, die Kapitulation von Metz und das Gerücht von Friedensunterhandlungen riefen unter der niederen Bevölkerung von Paris eine ungeheure Aufregung hervor. Dieß benützten die Sozialdemokraten, besonders Flourens, Blanqui, Delescluze, um die Regierung zu stürzen und einen Wohlfahrtsausschuß einzusetzen. Die Namen hiefür waren schon parat: außer obigen Drei noch Ledru-Rollin, Victor Hugo, Rochefort und einige Andere. Das Stadthaus wurde genommen, mehrere Mitglieder der Regierung gefangen gesetzt, auf einige Stunden eine neue Regierung eingesetzt. Erst am 1. November Morgens 3 Uhr gelang es einigen Bataillonen der National- und Mobilgarde, sich wieder in Besitz des Stadthauses zu setzen, die dort mißhandelten Mitglieder der gestürzten Regierung zu befreien und den Aufstand, an dem sich die Vorstadt Belleville vorzugsweise betheiligt hatte, zu unterdrücken. Am 3. November veranstaltete in Folge dieses Vorgangs die bisherige Regierung eine Abstimmung der pariser Bevölkerung. Eine ungeheure Uebersahl sprach sich für Beibehaltung derselben aus. Rochefort hatte sich so kompromittirt, daß er es für gut fand, seine Entlassung einzureichen.

XXXIII. Die Kämpfe an der Voire in der ersten Hälfte des November.

Kaum hatte Thiers (am 7. November) Versailles verlassen, um über Orleans nach Tours zurückzukehren, so kamen eben daher wichtige Nachrichten. Gambetta, immer den Entsatz von Paris vor Augen, glaubte endlich die richtigen Mittel und die nöthigen Streitkräfte hiefür gefunden zu haben. Vier Armeen, nach den vier Himmelsgegenden postirt, sollten alle dem gleichen Ziele zustreben. Man wagte nicht mehr, wie dieß noch im September und Oktober der Fall war, von einer Rheinarmee zu sprechen. Die Benennungen der neuen Armeen drückten nicht mehr die alte Zuversicht aus. Am schwächsten war die Ost- oder Vogesenarmee, welche vorerst nur von Garibaldi und seinen Freischaaaren repräsentirt wurde. Die sogenannte lyoner Armee, welche von General Cambriel, später von Michel geführt wurde, hatte sich auf einige Zeit den aufmerksamen Blicken des Generals Werder entzogen. Nicht besser sah es mit der Westarmee aus, welche von dem aus dem mexikanischen Kriege her bekannten Grafen Keratry in der Bretagne neu formirt wurde. Bedeutender, wenn auch gleichfalls noch in den ersten Anfängen, war die Nordarmee, welche von dem aus Metz entkommenen General Bourbati, früher Befehlshaber des kaiserlichen Gardekorps, in Lille gebildet wurde und ursprünglich zum Entsatze von Metz bestimmt war. Die Hauptaktion war der Voirearmee zugedacht, welche aus Resten des früheren kaiserlichen Heeres, namentlich den aus den Depots formirten „Marschbataillonen“, römischen Regimentern, den vier aus Afrika herbeigezogenen alten Linienregimentern und anderen noch im südlichen Frankreich vorhandenen brauchbaren Streitkräften bestand, an welchen Kern von geschulten Truppen sich die Mobilgarden des Südens anschlossen. Das Kommando über diese Armee, deren Reiterei und Artillerie weit besser war als in den ersten Kämpfen bei Orleans, und die nach

französischen Angaben auf 130,000 Mann geschätzt wurde, hatte Aurelles de Paladine, ein Mann von 67 Jahren, welcher den Krimfeldzug mitgemacht hatte und vor 1½ Jahren, als zu alt, aus dem aktiven Dienst hatte scheiden müssen. Die Weigerung der kaiserlichen Regierung, ihm beim Beginn des Krieges wieder ein Kommando zu übergeben, hat ihn, scheint es, in das republikanische Lager getrieben. Er galt in der französischen Armee für einen der fähigsten und energischsten Generale. Der Plan des französischen Hauptquartiers war, das erste bayerische Korps unter General von der Tann von seiner Rückzugslinie nach Versailles abzuschneiden, nach Orleans zu drängen und dort zu einer Kapitulation à la Sedan oder zu einer Schlacht unter höchst ungünstigen Verhältnissen zu zwingen. Nach dieser Großthat hoffte Gambetta, der sich selbst zu dem Heere begeben hatte, über Chartres und Rambouillet auf Paris loszugehen und dem von Trochu beabsichtigten großen Ausfall die Hand zu reichen. Aber General von der Tann handelte nach zwei bekannten Fundamentalsätzen einer richtigen Strategie. Dieselben verlangen von dem Feldherrn, niemals seine Rückzugslinie preiszugeben und, seltene Fälle ausgenommen, eine Schlacht nur dann anzunehmen, wenn er mit Uebermacht auftreten kann. Letztere Kunst verstand Napoleon I. vortrefflich anzuwenden und verband damit noch die weitere, selbst wenn er eine Minderzahl von Streitkräften hatte, am rechten Ort mit einer Uebermacht aufzutreten, indem er die getheilten Kräfte des Gegners mit gesammelter Macht angriff und einzeln schlug.

(Fortsetzung folgt.)

New-Yorker Skizzen.

Federzeichnungen von W. Windler.

II.

Five Points und Fifth Avenue.

(Schluß.)

Sie werden sagen, daß es meine Pflicht gewesen wäre, bei der nächsten Polizeistation davon Anzeige zu machen. In Amerika ist das etwas Anderes. Wer von Ihnen hätte Lust gehabt, sich, wenn wirklich ein Mord vorgelegen wäre, als Staatszeuge wochenlang beistehen zu lassen? — denn Bürgschaft hätte am Ende Keiner von uns stellen können. — Was uns nicht brennt, löschen wir in Amerika nicht. Vorbei! Vorbei!

Wir hatten den Platz erreicht. Mitten auf diesem brennt eine große Laterne und beleuchtet die düstern, ausgewaschenen Gebäude. Horch! Was war das? — die Töne einer Maultrommel und Handharmonika.

Wir biegen links ab, folgen der Musik und bleiben vor einem schmalen, ganz schwarz gewordenen Backsteinhause stehen, dessen Thür offen ist. Ueber derselben beleuchtet ein flackerndes Lämpchen die schlichte Inschrift «taberna italiana». Wir treten ein, tapfen durch einen finstern Gang, stoßen auf eine Treppe und erfassen, indem wir nach einem Geländer herumgreifen, einen klebrigen Strick. Dieser Faden leitet uns ein, zwei, drei finstere Treppen hinauf und jetzt stehen wir vor einer halbangeleigten, wackligen Holzhür, aus der uns ein matter Lichtschimmer entgegendringt.

Ist das die Taberna?

Willeh! Treten wir näher.

Ich mache die Thür vollends auf und stehe in einem Krankenzimmer der elendesten Art. Vier leere, verräucherte Wände, mit Papier verklebte Fenster, durch die der Wind pfeift, ein roher Tisch, ein Stuhl, worauf ein Leierkasten steht, und ein Bett an der Erde. Auf dem Bett ein bleicher, hagerer junger Mann mit rabenschwarzem Haar. Sein Gesicht eigenthümlich beleuchtet von dem flackernden Licht, mit einem Schmerzzucken um den Mund — er ist todt oder schläft. Vor ihm kniet eine ärmliche Frauengestalt. Sie hat sich mit dem Oberkörper über das Bett geworfen und ist vielleicht in dieser Stellung aus Ermattung eingeschlafen. Sonst nichts im Zimmer, kein Geschirr, keine Speisereife.

Gehen wir, man soll Todte und Schlafende ruhen lassen.

F. brummt etwas in den Bari und ist noch im Zimmer, als ich schon halb die Treppe hinab bin, endlich kommt er mir nach.

Jetzt hören wir wieder die Musik, aber tief unter uns, sie kommt aus dem Keller desselben Hauses und wir steigen hinab. — Sonderbar, F. hat sein Geld vergessen und ich sah es ihn doch einstecken, als wir fortgingen.

Hier „tief unter der Erd“ ist es lebendig, aber es herrscht eine eigen-

thümliche schläfrige Lebendigkeit wie in den Bergwerken. Die Richter brennen düster, die Menschen hier unten sehen bleich, verschlafen, wie gestorben aus. Hier sind die Musikanten! Ein schlottriger, lang emporgeschossener Junge, der die Maultrommel bläst, und dort seine Schwester, oder seine Mätresse, die ihn mit der Handharmonika akkompagnirt. Sie spielen irgend einen Tanz, den drei Paare abstampfen. Gott, welche Gestalten! Les dames sans crinolines sind whiskeytrunken und spritzen mit den natürlichen Franzen ihrer abgetretenen Röcke den Gästen Roth in die Augen. Die Herren sind souveräne Bürger Amerikas, sie tanzen mit dem Hut auf dem Kopf und der brennenden Cigarre im Munde, aber ohne Rock und mit den Beinleidern in den Stiefeln, ihre Bewegungen beim Tanze sind nichts weniger als dezent. Dort wird gespielt, um ein Bagatell, aber trotzdem falsch und mit derselben Aufregung wie in Homburg. Hier liest Jemand das obscene Winkelblatt *«The sporting times»* vor und an einem andern Tische beräth sich ein Gauner mit seinem Advokaten.

In dieser Region gibt es kein Lagerbier mehr, denn das hier verkührende deutsche Element ist veramerikanisirt genug, um Ale und Whisky dem deutschen Bier vorzuziehen.

Mit der Zeit wird der tolle Jubel hier unten immer größer. Es kommen gegen Morgen neue Gäste hinzu, die, vielleicht soeben von einem glücklichen „Fischzug im Trüben“ heimkehrend, nicht selten geneigt sind, die ganze saubere Gesellschaft frei zu halten, und dann spielen oft Szenen, die sich der Beschreibung eines dezenten Autors durchaus entziehen.

Sind scheue Vögelin unserer Art da, die sich weigern, dergleichen mitzumachen, so werden sie einfach hinausgeworfen. Auch uns wäre es vielleicht so gegangen, da wir von fremden Männern angebotene Getränke nicht annehmen wollten, wenn mich der Wirth nicht in sein Herz geschlossen gehabt hätte, da ich mit ihm seine Muttersprache sprach. Das Blatt wendete sich somit zum Schaden des Unruhestifters, der vom Wirth brevi manu die Treppe hinauf geworfen wurde.

Es sind das eigenthümliche Lokalitäten die Kellerkneipen in den five points, und man wird unwillkürlich an die Schanerromane Lippard's erinnern, die nicht selten hier unten spielen. Denken Sie sich in einer dumpfen Atmosphäre eine Anzahl von trübe brennenden Lichtern, welche die Ecken, Winkel und Ausgänge des Lokales in einem geheimnißvollen Halbdunkel liegen lassen. Dem Eingang gegenüber die sogenannte Bar, d. h. der Schenkisch mit Gläsern und Flaschen, hinter dieser ein Gestell an der Wand, mit all' den Utensilien, welche der Barkeeper gebraucht, um Amerikas berühmte gemischte Getränke wie Mint Julep, Gin-, Brandy- und Soda-Cocktail, Brandy-Smash u. c. zu bereiten, und neben diesen handgerecht ein stets geladener Revolver, dieses eiserne Argument, wenn kein anderes mehr anschlagen will. Tische und Stühle von zweifelhafter Reinheit und Farbe vervollständigen das Meublement. An den feuchten Wänden hängen einige colorirte Bilder, sei es die Geschichte Mazeppa's, oder die der heiligen Genovefa, sei es Garibaldi oder Washington. Die letzteren sind überall, nur mit dem Unterschied, daß sie in den five points in schlecht kolorirten Lithographien die traurige Kellerrassel und in der oberen Stadt, als Delgemälde, die lustige Wange beherbergen.

Indessen es ist Zeit, heimzugehen.

Am Tage sind die five points ziemlich lebendig. Zahlreiche Eckensteher, die dem Herrgott den Tag stehlen, um in der Nacht arbeiten zu können in ihrer Weise, bevölkern die Hausdhiren, oder lungern auf den Trottoirs herum. Die wenig populäre Polizei macht ihre Rundgänge, hohläugige Weiber prostituiren an den Fenstern ihrer dumpfen Wohnungen von dem Sonnenschein und die Geschäftslokale des Viertels sind geöffnet. Die Geschäftslokale? Jawohl! Die five points haben in ihren Basements Bersatzgeschäfte und Trödeläden, geleitet von dem auserwählten Volke Zehova's, das hier mit Ameisenthätigkeit die Mittel zu seiner Größe sammelt. Ob das Volk groß ist? Welche Frage — es hat ja den Geist und das Geld, wie Melchior Grohe sagt.

Solche Bersatz- und Trödelgeschäfte sind in Vierteln, wie die five points, nothwendig wie Luft und Licht, denn ohne Fehler keine Stehler, und was hier begraben wird das ist begraben.

Kurz vor Wahltagen wird das Bild noch lebendiger. Man macht dann hier unten Geschäfte mit — Stimmen. Die Bürger der five points verkaufen nämlich gern ihre Souveränitätsrechte an solche Aemterjäger, welche weniger Aussicht auf eine Erwählung haben. Warum auch nicht? in Amerika ist ja Alles *«business»* und ganz gleichgültig, ob dieser oder jener Schurke das Volk betrügt.

Von den five points wenden wir uns zu ihrem Extrem, der 5. Avenue. Die Vorgeschichte derselben ist kürzer.

Reiche Leute, denen das Leben und Treiben in den Geschäftsvierteln

New-Yorks zu störend wurde, bauten sich in der 5. Avenue an — das ist Alles. Die ganze breite, gerade Straße ist nichts, als zwei Reihen von Palästen mit Spiegelscheiben und Marmorsäulen, bewohnt von den Geldsäcken der Metropole. Hier kennt man kein Elend, als das des Herzens und Gewissens, hier gibt es keine Armuth, als vielleicht die des Geistes.

Die Menschen, welche hier den Tag vergähnen und die Nächte verbubeln, sind die Ritter des Goldes. Ihre Equipagen betrachtet mit stillem Neide der weniger Glückliche und an ihren Palästen wandert müden Fußes Derjenige vorüber, welcher durch sie vielleicht arm und elend geworden ist. Ich will nicht bestreiten, daß die Mehrzahl der Bewohner der 5. Avenue achtbare, ehrenhafte Menschen sind — aber sie sind fast durchschnittlich Aristokraten der schlimmsten Art, d. h. Besitzaristokraten. Bei ihnen ist Niemand berechtigt, der nicht besitzt, und ihre Zirkel sind genau so exklusiv, wie die vornehmsten im Junkerlande Mecklenburg. Es ist überhaupt durchaus falsch, anzunehmen, daß die Amerikaner gute Republikaner sind, sie sind es nur nominell, sind es nur deshalb, weil das hier einmal die Regierungsform ist. Als z. B. der Prinz von Wales in New-York war, ist Niemand mehr flattirt worden, als er, und das geschah gewiß nicht aus Vorliebe für die Engländer. Man ging damals so weit, daß sich die vornehmsten Damen New-Yorks dem Prinzen als — Gesellschafterinnen anboten. Dasselbe gilt von allen Fremden, und Derjenige, welcher sich erlaubte, in Amerika seine aristokratischen Würden beizubehalten, wird gewiß stets von den Amerikanern „Baron“, „Count“, „Duke“ genannt werden und bereitwilligste Aufnahme in sonst sehr exklusiven Kreisen finden.

Der ideale Republikanismus, dessen Devise „Gleichheit, Brüderlichkeit, Einfachheit, Einigkeit u.“ ist, existirt hier, wie überall, nur im Munde deutscher Schwärmer, die mit der Zeit auch davon zurückkommen. Ich kenne ganz wunderbare Beispiele, und Leute, die noch vor vier Jahren jedesmal ein halbes Duzend Fürsten zerbissen, wenn sie von Politik sprachen, schwärmen heute für Se. Maj. den König von Preußen und Kaiser von Deutschland.

Nirgends bewährt sich der homöopathische Grundsatz „Gleiches mit Gleichem“ besser, als in Amerika, und Leute, die einmal gründlich kurirt sein wollen von: Gleichheit (5. Avenue und 5 Points), Brüderlichkeit (Irländer und Deutsche), Einfachheit (Selbaristokratie), Einigkeit (Parteien), Geselligkeit (bestechliche Richter), Wahlrecht (5 Doll. die Stimme) u. c. u. c., sollten sich „zwei Jahr Amerika“ verschreiben lassen.

Wenn in den five points die Politik verkauft wird, so wird sie in der fünften Avenue fabrizirt, denn hier wohnen viele jener politischen Größen, denen das Volk nichts als eine Mißthat ist. Mit schönen Worten im Munde und in der Feder lenken und leiten sie die Massen wohin sie wollen, nur nicht zum Guten. Sie schmeicheln dem Ueberzeugungsmeyer, betrügen die Leichtgläubigen, verbinden sich mit den Spitzbuben und haben dann die große Masse des voting catles (Stimmviehs) in der Hand, welches sich, seine Stimmen und das Glück der Nation für Bier oder Geld verkauft.

Für Geld kann man in Amerika Alles haben. Verkaufte doch einmal Richter Cardoza die Erklärung, daß ein gewisses Accise-Gesetz, welches den Ausschank von Bier, Wein und geistigen Getränken an Sonntagen verbietet, unkonstitutionell sei, um 2000 Doll. Derselbe Richter würde der Accise-Kommission die gegentheilige Erklärung um 3000 Doll. verkauft haben, wenn man ihm das geboten hätte.

Die 5. Avenue-Aristokratie ist indessen nicht immer durch die Arbeitsmähre Politik reich geworden. Einige von ihnen haben sich lange und ehrlich gequält, um es, als Pedlar vielleicht beginnend, bis zu einem Palast in der Aristokratenstraße zu bringen. Andere haben in Kriegszeiten einige Male der Regierung halbbaumwollenes Tuch (Shoddy) anstatt Militärtauch und den armen Soldaten verdorbene Provisionen geliefert und sind schnell reich geworden. Noch Andere sind Trödel in den five points und wieder andere besitzen oder besaßen irgendwo ein Spielhaus.

Die Bewohner der 5. Avenue sind sämmtlich blaßt, oder stellen sich doch so, und das kleidet den Kindern und jungen Laffen sehr komisch.

Faßt man Posto in der eleganten Straße, um zu beobachten, dann weiß man wirklich nicht, was man mehr bewundern soll, die Eleganz der Pferde, Kutschen und galonirten Bedienten, oder die gelangweilten Gesichter der Menschen, die sich spazieren fahren lassen. So gesund die Luft in der 5. Avenue ist, so vornehm ausgebleicht sehen ihre Einwohner aus, und wer diese „interessante Blässe“ nicht von Natur aufzuweisen hat, der erzeugt sie künstlich mit Theaterschminke, denn Bleichsein ist einmal fashionable. Derselbe reimt sich die künstliche Blässe natürlich nicht zu den drei Centner schweren Körpern der Damen und ihren rothen Händen und Armen, aber das thut nichts, wer verlangt denn Logik bei einer Maskerade? —

Die junge und alte Damenwelt prangt in den kostbarsten Stoffen, welche öfter weniger gut ausgewählt, als überladen sind, und mit vornehmer Verachtung blickt man auf Alles herab, was zu Fuge geht. Man sieht hier viel falsche und echte Schönheiten. An den ersteren ist nicht selten Alles falsch, von dem Herzen bis zu den Augen, und von den Zähnen bis zu den Waden, aber das ist gleichgültig — sie sind reich.

Man liebt und lebt in der 5. Avenue gerade so wie in andern Straßen New-Yorks, d. h. amerikanisch; ach und das ist ein trauriges Leben und Lieben. Im Leben Lüge und glühendheißes Weißbrod; in der Liebe Egoismus und eiskaltes Gattenverhältniß. In Amerika ist man, um satt zu werden und nicht um zu genießen, daher der im Wasser abgekochte Kohl, die wässerige Suppe, das ewige, halbgare Roastbeef, der dünne Kaffee, und man heirathet, um eine Frau zu haben, welche die Rockingchairs ruiniert, daher die Ehen ohne Häuslichkeit, die in Gasthäusern abgelebt werden wie ein Abenteuer auf der Reise. Ausnahmen beweisen indessen auch hier die Regel.

Kommen Sie, ich führe Sie am Sonntag in ein 5. Avenue-Haus, Sie sind Herr von Meyer und ich bin Professor irgend einer noch unentdeckten Wissenschaft, mit diesen Titeln kann es uns nicht fehlen, wenn Sie nicht lachen.

Wir gehen durch ein reizendes Gärtchen en miniature, wir steigen sechs Marmorstufen hinauf und drücken an den eisernen Knopf einer elektrischen Klingel. Einige Sekunden später erscheint ein dienstbarer Geist in Livree, sieht durch die Spitzenvorhänge der Glashür, öffnet und fragt: „Befehlen?“

„Herr Smith zu Hause?“ (In Amerika heißt nämlich Alles Smith wie bei uns Schütze oder Müller.)

„Zu dienen, meine Herren, kam soeben aus der Kirche!“

Wir treten ein. Im Vorhause brüßeler Teppiche, Delgemälde, Kristallglocken, vergoldete Gaskandelaber, links der Salon oder Parlor. Herr Smith empfängt uns mit einem ganz gottseligen Gesicht, denn er ist in der Kirche gewesen und hat auf dem Heimgang erfahren, daß das Gold um 10% gestiegen ist. Ebenso gottselig sehen Frau und Fräulein Smith aus, nur einen Ton tiefer, denn sie bekümmern sich nicht um Geschäfte. Aber auf dem Gesichte der etwas bigotten Frau Smith thront die Gottseligkeit, als ob dort ihr numerirter Sperrstich wäre, während bei den drei Töchtern die Gottseligkeit mit dem Vergnügen gemischt erscheint, uns einzuweisen zu sehen, weil es sich in Gesellschaft besser — gähnt.

Man bietet uns Plätze an, man spricht mit uns über Wetter, Krieg, Goldkurse und ähnliche interessante Dinge, man findet, daß Herr von Meyer a very fine young man ist, man ist sehr liebenswürdig und ladet uns zum Thee ein, da man außerdem noch Besuch erwartet.

Jetzt ist das Gespräch erschöpft. Papa Smith sieht an die Decke und Mama Smith durch die Spiegelfenster, das ältere Fräulein nimmt ein Gebetbuch und die Jüngste stößt mich an und sagt halblaut: „Aber so erzählen Sie doch etwas Lustiges!“

Ich verdrehe die Augen und sage: „O my, am Sonntag!“ Nun kichert die kleine Brünnette hinterm Fächer und ich wende mich mit der Bitte an ihre Schwester, etwas auf dem Klavier vorzutragen.

Jetzt ist die Frage: „O my, am Sonntag?“ an der Mama.

„Sie haben Recht, Madame,“ entgegne ich de- und wehmüthig, „aber ich meine etwas Heiliges, Frommes, Gott Wohlgefälliges, z. B. eine Fuge von Bach.“

„Wir haben diese Fuge nicht.“

„Nacht nichts, ich finde schon etwas!“ Und ich fand wirklich etwas — den Strauß von Strauß.

„So, mein Fräulein, den spielen Sie etwas langsamer und wir haben das schönste Sacred-Concert.“

Es wird Abend, und die Gäste finden sich nach und nach ein. Da sind junge Herren mit alten Gesichtern, so steif wie nürnbergische Holzsoldaten. Da kommen die frommen Buzzen der 5. Avenue-Kirchen in weißen Kravatten, das Gesicht in Sonntagsfalten gelegt. Es erscheinen die jungen und alten Visamfagen der Nachbarschaft und mit ihnen die neuesten Wohlgerüche der Welt. Es kommen endlich die biedernden Geschäftsfreunde des Herrn Smith und seine Commis, die express deshalb hierherbefohlen sind, damit die Milch der frommen Denkart ihnen nicht etwa in Lagerbier verwandelt werde.

Sind die Empfangshöflichkeiten vorüber, so bildet sich eine Separat-Unterhaltung im Flüsterton. Die Geilichkeit erbaute sich mit den alten Bekanntheiten an frommen Gesprächen. Papa Smith spricht mit seinen Kollegen von den Aussichten der nächsten Tabaksernte auf Cuba und den neuesten Zollgesetzen. Dort liebelt ein Pärchen mit so ehrbarem Gesicht,

als handle es sich um furchtbare Kriegsneuigkeiten aus der Türkei, und mich hat eine verblühte Schönheit in rotharother Seide mit Beschlag belegt. Sie spricht sehr gelehrt von Longfellow, Moore, Byron und behauptet, daß der Letztere viel größer gewesen sein würde, wenn er seinen „Don Juan“ nicht geschrieben hätte — Geschmacksache!

Später wechselt die Unterhaltung mit Thee, Gähnen und Musik. O weh, meine armen Ohren!

Es ist merkwürdig, daß solche ästhetischen 5. Avenue-Gesellschaften mehr ermüden, als die weit weniger ästhetischen in den Five Points, ich glaube, das kommt daher, weil die letzteren weit mehr zu denken geben.

Die jüngeren Leute, d. h. wenn sie nicht zufällig verliebt sind und ihren Gegenstand in der Nähe haben, brennen auch vor Ungeduld, fortzukommen, denn es giebt in der 5. Avenue selbst an Sonntagen weit anziehendere Unterhaltungen. Man hat daselbst gewisse feine Häuser, die Alles bieten, „was das Herz sich wünscht und der Sinn begehrt“. Spielhäuser, die Attraktionen jeder Art haben, die nur offen sind für die haute volée der Nachtschwärmer und wo ein braver Sohn in einer Nacht das Vermögen seines Vaters ruiniren kann, wenn ihm dasselbe handgerecht hingelegt ist. Diese Häuser machen Gelegenheit für die noble Geldaristokratie New-Yorks, und in diesen Palästen wurde schon mehr Glück, Unschuld und guter Ruf zerstört, als in den Spelunken der Five Points. Hier thront das raffinirte, verschleierte Unheil und hier schloß schon manche Lebenstragödie mit stillem Gift oder lautem Knall. — Vorbei! Vorbei!

Bilderräthsel.



Auflösung des Räthfels Seite 352:

Die Zeit.

Briefmappe.

Hrn. Alex. P. Die Nachahmung von P. ist nicht schwer. Sie dürfen nur mit einem angestrichenen Papier darüber hinstreichen.

Hrl. P. H. in D. Können Sie uns die Adresse mittheilen, so werden wir dafür sorgen, daß Sie die nöthigen Papiere erhalten, die uns zu erlangen bei unsern Verbindungen leicht ist.

Hrl. G. R. in D. Das ist eben Alles ganz solide, aber nicht originell in Gedanken und Form, und das ist doch das Erste, was man verlangen kann. Machen Sie ruhig für sich fort, aber es muß nicht Alles gedruckt sein.

Hrn. F. A. in N. Für Beethoven dürfte Ihnen G. Mensch, Beethoven. Leipzig, Leuckart 1871; für Mozart die Biographie von Nohl, Stuttgart, Druckmann, 1863, genügen. Die Biographie von Zahn ist doch wohl zu theuer. Jede Buchhandlung sagt Ihnen den Preis der Bücher und verschafft sie Ihnen.

Hrn. A. G. in Berlin. Zu überschwenglich. Hr. G. W. D. in Br. In der Form nicht genügend. Hr. J. M. in M. Ebenfalls.

Den vier Ab. in N. Warum?

Hrn. A. B. in N. Es muß Abwechslung sein, deshalb kommen die Genannten im nächsten Jahrgange.

Hrn. J. S. in B. Sie legen zu großes Gewicht auf solche Dinge. Sie finden das ja auch im Theater und wir haben Ihre G. genossen stets am meisten darüber lachen sehen. Machen Sie's auch so!

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.